Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: 49 (1991)

Artikel: Erlebtes mit Othmar Schoeck
Autor: Neracher, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948430

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erlebtes mit Othmar Schoeck

Das «Einfachmenschliche» des für mich imaginär noch immer lebenden Othmar Schoeck lässt sich kaum schildern ohne einige biographische Hinweise auf seine leider immer noch zuwenig bekannte Künstlerpersönlichkeit.

Vor vielen Jahren wurde Schoecks hundertster Geburtstag in der ganzen Schweiz als wichtiger kulturell-historischer Gedenktag mit Ton, Wort, Schrift und Bild gefeiert. Der bis heute neben Arthur Honegger und Frank Martin wohl bedeutendste Schweizer Komponist, der 1957 in Zürich starb, wäre zweifellos hocherfreut gewesen über seine gross aufgemachte, späte Renaissance. Dass es schon bald wieder so still geworden ist um seinen Namen, ist traurig und bedauerlich. Mit Ausnahme der Klavierlieder und Liedzyklen, die man immer wieder mit denjenigen von Schubert vergleicht, wird nur noch selten etwas aus seinem reichen, breit angelegten Opern- und Kammermusikschaffen aufgeführt. Leider gilt dies auch für St.Gallen, obschon Othmar Schoeck in unserer Stadt zwischen 1917 und 1944, also während 27 Jahren, als uneingeschränkt souveräner Generalmusikdirektor ausserordentlich erfolgreich gewirkt hatte. Noch heute sind seine befruchtenden Impulse an der hervorragenden Qualität unseres Städtischen Orchesters, mit nun fast sechzig in St.Gallen wohnhaften Berufsmusikern, spürbar. Konzert und Oper in unserer Stadt verdanken ihm viel.

Othmar Schoeck war nicht nur ein geistvoll-kreativer Meisterkomponist, er war auch ein impulsiver, eigenwilliger, klug urteilender und unglaublich vielseitig interessierter Mensch mit einer unwiderstehlichen Ausstrahlung, die auf dem Konzertpodium zu voller Wirkung kam. Die einst stattliche Schar der St.Galler Schoeck-Verehrer, die den Meister persönlich gekannt haben, ist heute auf wenige zusammenge-

schmolzen. Die um das Wohl des bewunderten Musikers treu besorgten engsten Freunde Bärlocher, Güntensperger, von Vintschger, Suter und andere leben nicht mehr.

Die Begebenheiten und Aussprüche von und um Schoeck als Dirigent, die ich auf meine damaligen, ihn fast wörtlich zitierenden Tagebuchnotizen abstütze, versuchen, das Erinnerungsbild an sein vorbildliches Wirken in St.Gallen aus meiner unmittelbar erlebten Sicht des Orchestermusikers nochmals aufleben zu lassen. Vielleicht kann dadurch dem Gesamteindruck des Menschen Schoeck noch eine wenig beachtete, oft recht ergötzliche, von bezaubernd schalkhaftem Humor erhellte Seite hinzugewonnen werden.

Noch heute, nach 58 Jahren, erinnere ich mich genau an den überwältigenden ersten Eindruck, den der Meister am Dirigentenpult auf mich Orchesterneuling machte. Als junger Geigerzuzüger, aus Zürich angereist, sass ich das erstemal am hintersten Pult der Violinisten in der ersten Probe für ein Abonnementskonzert im damaligen armseligen Probelokal unter dem Dach der St.Galler Tonhalle. Man probte das Violinkonzert von Beethoven. Ich weiss noch mit Sicherheit, wie mir die grossartige Gestaltungskraft des Herrn Musikdirektors Othmar Schoeck mehr imponierte als das herrliche Violinspiel des Solisten Adolf Busch. Schoeck gab dem Begleitpart durch seine beschwörende Gestik, seine sprechenden, überall anwesenden Augen und die absolute Autorität in kürzester Zeit die majestätische Erhabenheit, die dem Werk erst die sinfonische Grösse und unvergleichliche Wirkung sichert.

Während der Einstudierung einer Streichorchestersuite von Joh. Seb. Bach beschäftigte sich Schoeck intensiv mit den Phrasierungen und Bogenstrichen aller Streicherregister. Damals besassen wir nur die Noten der von Reger «romantisiert» eingerichteten Ausgabe. Das Leihmaterial der neugedruckten Urtextausgabe war noch nicht erhältlich, aber Schoeck kannte es natürlich. So versuchte er in zwei strapaziösen Proben mit mühsamen mündlichen Anweisungen, die Stimmen der neuen authentischen Aufführungspraxis anzugleichen. Die dritte Probe aber begann mit einer Instruktion, die er, mit Rücksicht auf die vielen Ausländer, wie gewohnt in marki-

gem «Schwyzer Hochdeutsch» an uns richtete und die etwa so lautete: «Ich habe mir die Sache mit dem Stück von Bach nochmals überlegt. Spielen Sie mir ruhig die Regersche Bearbeitung – genau wie gedruckt. Reger war schliesslich ein grosser Bach-Kenner. Ich habe als sein Schüler heute noch die poetischen Bach-Interpretationen im Ohr, die er mir in Leipzig am Klavier vorspielte.» Wir Musiker kannten natürlich den wahren Hintergrund seiner Rückkehr zum bewährten Reger: Jede bürokratische Anstrengung bei der Probenarbeit, besonders am Morgen, hasste er als «Nachtmensch« zutiefst.

Um bei Bach zu bleiben: Einen getragenen Satz mit der der Melodie unterlegten typischen ostinaten Achtel-Begleitung durch die Bassinstrumente charakterisierte er wunderbar treffsicher: «Hören Sie den astralen Weltpuls? Dieses Stück könnte ewig so weitergehen.» War es dem nicht sehr auf die Barockmusik erpichten Romantiker wohl wirklich ernst mit dieser gescheiten Bemerkung?

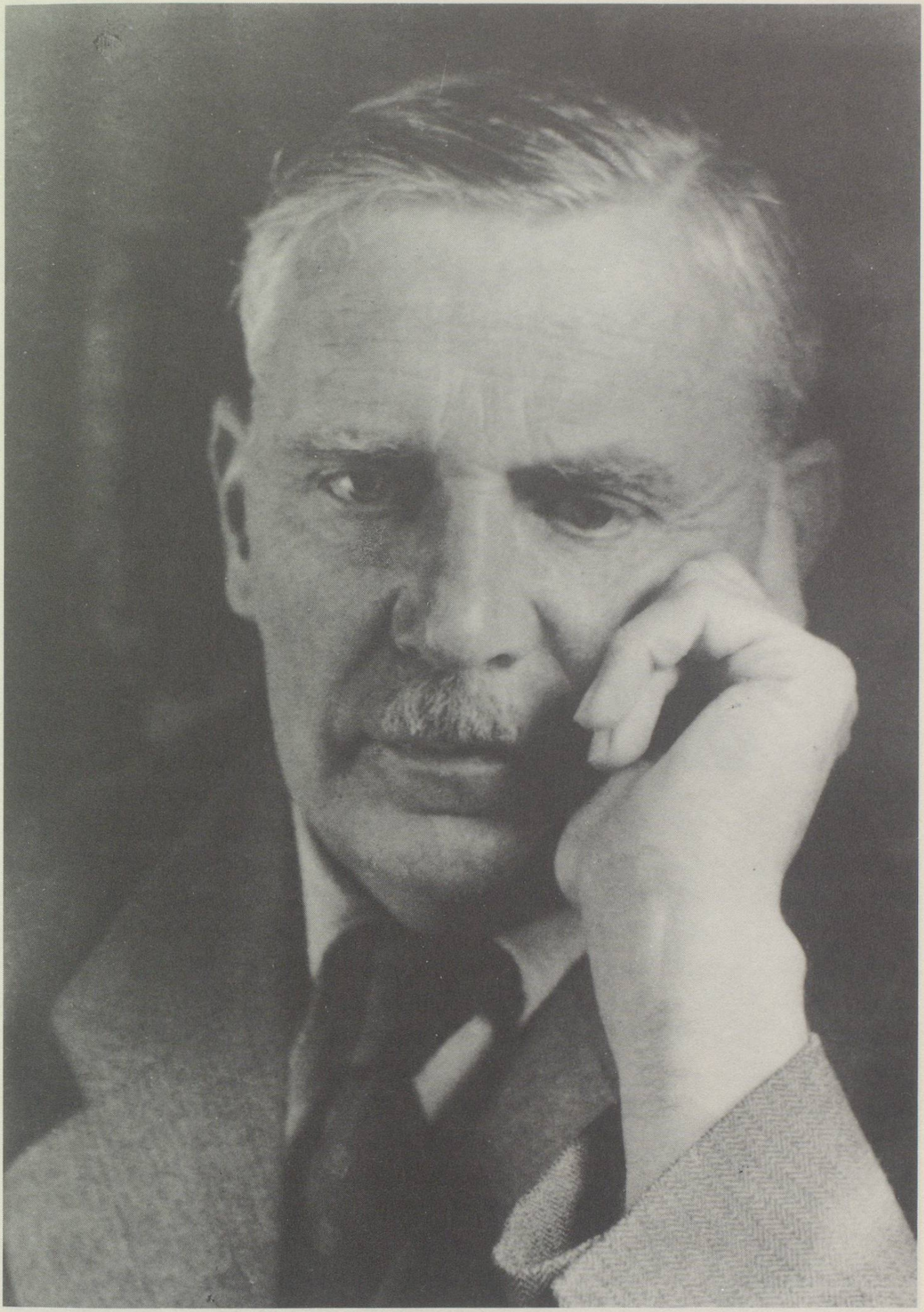
Ende der dreissiger Jahre sass im Orchester ein erster Hornist mit dem ominösen Namen Kreuz, dem er tragischerweise weitgehend nachleben musste. Schoeck war bei allen Hornisten, die als Berufsmusiker sein Lieblingsinstrument zu betreuen hatten, hinsichtlich ihrer Leistung misstrauisch. Besonders den ohnehin mimosenhaft sensiblen Herrn Kreuz bedrängte er stets mit Perfektionsansprüchen. Der Brucknerfreund Schoeck führte fast jede Konzertsaison ein Werk des grossen österreichischen Sinfonikers auf. Wieder einmal war die berühmte vierte Sinfonie, die sogenannte «Romantische», an der Reihe, die für das erste Horn besonders schöne, aber ebenso heikle Solostellen bereithält. Der arme, vom vielen Üben übermüdete Kreuz musste bei der Probenarbeit so viele Rügen des Chefs einstecken, dass er vor der Hauptprobe völlig die Nerven verlor. Schoeck bestand nun eisern darauf, dass man für dieses Konzert anstelle unseres ersten Hornisten einen Elitebläser aus Winterthur verpflichtete. Unser Solohornist genoss dann aber die Genugtuung, Zeuge des vollständigen Versagens seines renommierten Kollegen zu werden. Über das peinliche Debakel wurde freilich stillschweigend hinweggegangen.

Zu einem andern Hornisten, ausnahmsweise einem Schweizer, der in der Probe eine exponierte Stelle «vergixte», sagte er so nebenbei, verschmitzt lachend: «Ja, das Horn ist halt ein schweres Instrument. Ich habe es in jungen Jahren auch einmal angefangen zu blasen. Zum Glück habe ich dann schon bald aufs Dirigieren umgestellt, weil's viel leichter ist.» Denselben Musiker, der ein konsequenter Vegetarier war, welche «Esstugend» Schoeck verabscheute, wollte er in der Durchspielprobe für eine Solostelle mit der nicht sehr feinfühligen Bemerkung aufmuntern: «Blased Sie jetzt wenigschtens eimal echli weniger schüüch. Aber ebe, wennmer immer nume a de Salatblätter umecheuet, cha mer überhupt nüme luut blaase.»

Das genaue Gegenteil passierte an einer Generalprobe, als der dem Alkohol allzu treu ergebene erste Fagottist mit schwerer Schlagseite antrat oder, besser gesagt, anschwankte und nur undefinierbare, röhrende Laute von sich zu geben vermochte. Schoeck zeigte grosses Verständnis und sagte mit ungewohnt milder Stimme: «Ich glaube, Sie sind gesundheitlich im Moment so angegriffen, dass Sie jetzt lieber nach Hause gehen und am Abend im Konzert dafür ganz da sind.» Wofür ihm der Musiker dann wirklich mit einer einwandfreien Leistung dankte.

In der vorher erwähnten Es-Dur-Sinfonie von Bruckner machte Schoeck beim Studium der wundervollen apotheotischen Stelle mit der Wendung nach C-Dur die ergreifende Bemerkung: «Hier stehen wir vor dem weit offenen Hauptportal des Domes, und helles Kerzenlicht, Weihrauch und Orgelklänge fluten in die Nacht hinaus.» Kann man die absolute Musik Bruckners als anschauliche romantische Szenerie besser kennzeichnen? Und den verklärten Schluss desselben langsamen Satzes legte er uns einmal in einer Probe überwältigend so ans Herz: «Stellen Sie sich vor, dass wir hier still betend vor dem Hochaltar niederknien.»

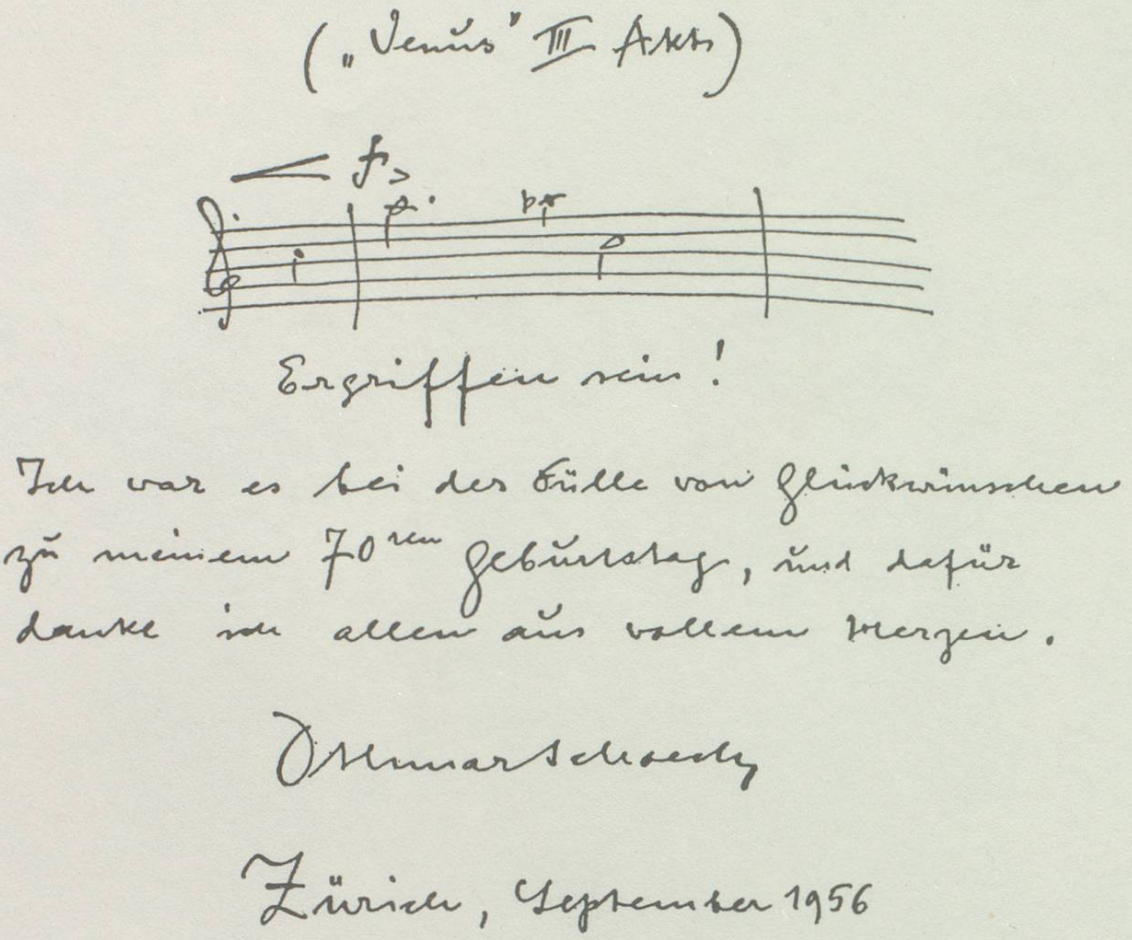
Beim privaten Studium seines «Notturno» op. 47 für Bariton und Streichquartett, daheim in seinem St.Galler Absteigequartier, verriet der Autor uns Musikern des St.Galler Streichquartetts, am Klavier die Akkorde anschlagend, seine musika-



Der Komponist Othmar Schoeck, aufgenommen im Jahre 1946.

Energiegeladen, engagiert – so bleibt Schoeck als Dirigent in Erinnerung. Aufnahme aus einer Probe in der Zürcher Tonhalle, etwa aus dem Jahre 1920.

Othmar Schoeck in den zwanziger Jahren mit dem St. Galler Orchester in dem Haus, das nun durchgreifend renoviert wird.



Überwältigt von den ungezählten Beweisen der Zuneigung zu seinem 70. Geburtstag dankte er mit einem Zitat aus der «Venus», das auch auf dem Sockel des Schoeck-Denkmals in Brunnen steht.

lische Impression des verwendeten Lenau-Gedichts, das eine sternklare Nacht besingt, mit den Worten: «Diese stetig fortschreitenden Harmonierückungen sind für mich die Sternbilder, die sich für den Himmelsbetrachter scheinbar ruckartig verändern.»

Im ruhigen Mittelsatz der grossen C-Dur-Sinfonie von Schubert gestand uns Schoeck, dass dies für sein Empfinden ein Naturerlebnis in den Tiefen des Waldes sein könnte und die kurzen pp-Hornstösse die angstvollen Warnrufe eines Rehes. Zum lyrischen Stil von Schubert bemerkte er einmal: «Nicht wahr, Schuberts Sentimentalität artet eben dadurch nie aus, dass er durch die Tränen hindurch doch noch zu lächeln vermag.»

Die meisten jungen schweizerischen Neutöner lehnte Schoeck bewusst ab. Bei einem für damalige Begriffe super-

modernen atonalen Stück von Conrad Beck sagte er bei der Durchspielprobe: «Diese Musik ist hörbar am Schreibtisch entstanden, aber spielen Sie sie trotzdem gut. Wer weiss, vielleicht werden wir das Stück doch noch liebgewinnen.»

Während der vorletzten Probe vor einem Abonnementskonzert, in der sich Schoeck «contre cœur» und ohne selber allzugut vorbereitet zu sein, um das Einpauken eines schwierigen Orchesterstückes von Ernst Krenek abmühte, passierte das Unglück, dass für die morgige Hauptprobe der persönliche Besuch des Autors angekündigt wurde. Schoeck war hoch alarmiert und beschwor uns Musiker wie folgt: «Bitte geben Sie morgen Ihr Allerbestes her. Wir wollen uns keinesfalls blamieren, sondern im Gegenteil für einmal über uns hinauswachsen. Wir begegnen morgen immerhin einer Weltgrösse. Übrigens enthält diese Partitur viel mehr Wertvolles, als wir zuerst vermutet haben!» Schoecks geniales Musikantentum vermochte das Stück in letzter Minute so hinreissend zu gestalten, dass er uns ebenfalls mitriss. Am Schluss dieser dramatischen Generalprobe dankte Krenek begeistert dem «lieben Freund Schoeck» und uns «versierten Mitgestaltern». Zum Glück war der gefürchtete Komponist am Konzert dann nicht mehr anwesend. Wir erreichten nämlich keineswegs mehr das Niveau vom Vorabend.

An einige spontan während der Arbeit abgegebene weise Ratschläge für jeden Orchestermusiker aus Othmar Schoecks Mund habe ich mich immer wieder bei der jahrzehntelangen Berufsausübung als «Nervenbalsam» erinnert: «Musizieren Sie im Konzert ergriffen, aber kontrollieren Sie das Gefühl doch noch durch den nüchternen Routineverstand.» «Bringen Sie wenigstens die erste und die letzte Note eines Laufes einwandfrei heraus, auf die dazwischenliegenden kommt's weniger an, die hört man ohnehin ungenau.» «Spielen Sie mir immer die letzten Schlüsse besonders gut; denn damit gehen die Leute nach Hause!»

Es bleibt zu hoffen, dass sich der sensible, eigenständig neuromantische Schweizer Lyriker in der internationalen Konzertszene doch noch, voll anerkannt, durchsetzt.

Karl Neracher